

John Mutiso Mbinda

Der Presbyter (Priester)

Einleitung

Mein Zeugnis muß innerhalb des besonderen Kontextes der Dritten Welt gesehen werden, innerhalb Afrikas, und zwar in Kenia, wo ich mein geistliches Amt in den letzten fünfzehn Jahren ausübte. Ich bin mir der eigentümlichen soziokulturellen Situation, die ich bei meiner Geburt vorfand und die eine kulturelle Entfremdung für mich zur Folge hatte, sehr wohl bewußt. Es war ein fremdes Erziehungssystem, in das ich hineingeboren, darin ich aufgewachsen, sozialisiert und erzogen worden bin. Desgleichen bin ich mir des historischen Kontextes bewußt, in dessen Umfeld ich aufwuchs. Die Ausbeutung der Menschen durch eine fremde Regierung und der Kampf meines Volkes, der 1963 schließlich zu seiner Befreiung führte, waren in vollem Gange. Im Jahr 1963 entschied ich mich für eine Ausbildung zum Priester. Dabei hatte ich das Glück, mich an den Ausführungen und Ergebnissen des Zweiten Vatikanums (1962–1965) orientieren zu können. Mein Land erreichte zwar die politische Unabhängigkeit, blieb ökonomisch aber von den ausländischen Mechanismen und Herrschaftssystemen abhängig.

Dieses Land, in dem ich mein Leben als Priester zubringe, ist zudem ein geteiltes Land. Zweierlei Bevölkerungsgruppen gibt es hier: die Eigentümer und die Arbeiterschaft. Dank der gestiegenen Löhne für technische Arbeiter, Fachleute und Verwaltungsbeamte bildet sich ganz allmählich aber eine neue Mittelschicht heraus. Die Wanderungsbewegung der Bevölkerung in Richtung der urbanen Zentren und Städte brachte ein neues Phänomen mit sich: eine wachsende Anzahl von notleidenden Außenseitern, die ohne Land und ohne Arbeit sind. Im ländlichen Dorfbereich ist noch immer ein ausgeprägter Gemeinschaftssinn vorhanden. Er stellt eine kraftvolle Grundlage für das neue Image der Kirche als einer Volkskirche dar. In dieser Kirche

sind die Armen durch die Art und Weise, wie sie ihren Glauben leben, in Wirklichkeit reich, da sie im Besitz der reichhaltigen Symbole, Kunstformen und Ausdrucksweisen ihrer Kultur sind.

Zeugnis

Aus diesem Kontext geht mein Zeugnis hervor. Aufgrund der Anforderungen, denen ich in meinem Priesteramt und vor allem durch die Art und Weise, wie ich es auffaßte, ausgesetzt war, bin ich in diesem Umfeld persönlich sehr gewachsen, wie ich finde. Auch meine diesem Amtsverständnis entsprechende Einstellung gegenüber den Menschen, die ich zu betreuen hatte, trug hierzu bei. Es ist dies eine ganz allmähliche persönliche Entwicklung gewesen, die sich unter Schmerzen vollzog.

Kurze Zeit nach meiner Ordination im Jahre 1968 wurde ich einer ländlichen Pfarrei zugewiesen. Ich sollte dort bei einem erfahrenen Pfarrer lernen. Dieser brach nach einem Monat aber zu einem Heimaturlaub nach Irland auf. Fast fünf Monate lang war ich somit der zuständige Priester der Pfarrei. Ich hatte keine andere Wahl als in dem mir hinterlassenen System fortzufahren. Jede Kleinigkeit wurde von der Spitze der Pyramide aus geregelt. In den ersten fünf Monaten bestand meine Rolle vornehmlich in der Durchführung von sakramentalen oder kultischen Handlungen. Und da einer sinnvollen liturgischen Feier im allgemeinen auch nicht viel Bedeutung beigemessen wurde, war auch diese Rolle nur recht und schlecht auszufüllen.

Mein Kontakt zu den Leuten war nur indirekt und sporadisch, da ich immerzu mit der Organisation der Pfarrei beschäftigt war. Ich lief von einer Außenstation der Pfarrei zur anderen, manchenmal las ich bis zu fünf Messen an einem Sonntag! Natürlich konnte ich die Menschen auf diese Weise nicht kennenlernen, und ich empfand den Mangel an Gemeinschaftlichkeit, der allgemein herrschte. Mein Stil war einfach zu mechanisch. Ich wußte nicht, wie ich es hätte besser machen können, denn dies war genau das, was ich im Priesterseminar gelernt hatte. Ständig hatte ich es mit einer großen Anzahl von Leuten zu tun, wobei die Qualität meines Tuns völlig unerheblich zu sein schien. Solange ich viele Taufen, Beichten und Heilige Kommunionen durchführte und es zu großen Menschenansammlungen kam, war mein Tun zufriedenstel-

lend. Ich fragte mich nur, warum es so wenige waren, die an den Pfarreiaktivitäten teilnahmen, obwohl es sich doch um eine sehr große Pfarrei handelte. Ich selbst war das Zentrum allen Geschehens und Tuns in der Pfarrei, und mir oblag die Durchführung sämtlicher Feiern. In der Messe leitete ich viele Male den gesamten Wortteil der Liturgie, während die Anwesenden mir lediglich zuhörten. Auch dem Singen stand ich vor, da ich mich als einen Experten betrachtete und befürchtete, sich selbst überlassen würden die Gottesdienstteilnehmer den Gesang vielleicht verpatzen oder aber ihren Einsatz verpassen. Ich unterstellte der Laienschaft eine große Ignoranz – schließlich hatte ich Philosophie und Theologie studiert!

Nachdem ich fünf Monate an Erfahrung als Priester dieser Pfarrei hinter mich gebracht hatte, war ich zu einem «Experten» im Sinne eines bestimmten Modells von Kirche geworden, des Pyramidenmodells, innerhalb dessen ich der Chef war und die Antworten auf nahezu alle Fragen wußte. Meine Katecheten erlernten einen ähnlichen Amtsstil, auch sie waren «kleine Pfarrer» in ihrer jeweiligen Außenstation. Ich hatte ausgesprochen wenig oder aber gar keine Zeit für ein weiterführendes Studium und das Lesen weiterführender Literatur übrig, und so entfremdete ich mich fast völlig von den Veränderungen, die sich im Laufe dieser ersten, auf das Zweite Vatikanum folgenden Zeit ereigneten. Keine einzige nachkonziliare Schrift war mir geläufig, bis ich mir schließlich vier Jahre Zeit zum Studium nahm.

Seitdem wurde mir immer mehr die Diskrepanz bewußt, die zwischen meinem Priesteramt und dem Kontext, in dem ich es ausübte, bestand. Nach Abschluß meiner soziologischen Studien wies man mich einer anderen ländlichen Pfarrei zu. Trotz meines Studiums wußte ich nicht, wie ich meine Aufgabe dort anpacken sollte. Eins aber war sicher, ich war entschlossen, die Menschen dort aufzusuchen, wo sie lebten, und ich wollte ihre Lebenssituation ernst nehmen. Mit Hilfe der Katecheten führte ich eine Umfrage durch, um einige grundlegende Fakten zur Situation der Pfarrei zur Verfügung zu haben. Aufgrund dieser Untersuchung entdeckte ich, daß bis zu hunderttausend Menschen in der Pfarrei lebten, daß zwanzig Prozent der Gesamtbevölkerung katholischer Konfessionszugehörigkeit waren und nur fünfzehn Prozent lesen und schreiben konnten. Fünfundneunzig Prozent der

Leute betrieben Landwirtschaft und Viehzucht als Lebensgrundlage, während die restlichen fünf Prozent in den umliegenden größeren und kleineren Städten ihrem Broterwerb nachgingen.

Aus dem Untersuchungsbericht ging ein Bedürfnis ganz besonders deutlich hervor, das nach einer Schulung in Leitungsaufgaben. Also organisierten wir einen entsprechenden Schulungslehrgang, den jeweils drei Leute aus den verschiedenen Pfarrzentren besuchten. Dieser erste Lehrgang war derart erfolgreich, daß er ein ganzes Erneuerungsprogramm für die Pfarrei nach sich zog und Einstellungsveränderungen bezüglich der Struktur der Pfarrei und der Rolle des Priesters im Rahmen eines neuen Pfarrmodells zur Folge hatte.

Die Entwicklung von dörflichen Basisgemeinden nahm ihren Anfang auf einem darauf folgenden Lehrgang zum Gebrauch der Bibel bei Gebetstreffen und Gottesdiensten in Abwesenheit des Priesters. Spontan entstanden in der Folge dörfliche Gebetsgemeinschaften und Bibelkreise neben der Pfarrei. Ich selbst war eingeladen, im Turnus an den einzelnen Gebetsgemeinschaften teilzunehmen. Um diese nachbarschaftlichen dörflichen Basisgemeinschaften, die sich bald zu Gemeinden lebendigen Glaubens, des Gebets und der Reflexion entwickelten, zu stärken, hatte ich eine Wahl zu treffen.

Ich erkannte sehr bald, warum sich diese Basisgemeinden so rasch durchsetzten. Sie sind natürliche Gruppierungen auf nachbarschaftlichem und dörflichem Niveau, wo die Menschen einander persönlich kennen. Ganz informell finden sie sich zusammen, um sich zu sehen und beieinander zu sitzen. Da sie ein natürliches Gespür für Gemeinschaftlichkeit auszeichnet, reagieren diese Mitglieder der einzelnen Basisgemeinschaften auch ganz spontan auf die Fälle besonderer Bedürftigkeit, die unter ihnen auftauchen, auf Unglücksfälle wie etwa Krankheit und Tod. Diese Haltung stellte sich sehr bald ein, sie ging gerade auch aus dem lebendigen Glauben und reichen Gebetsleben der Gemeinde hervor. Bei Gemeinschaftsereignissen wie Hochzeiten, Geburten, Beerdigungen, besonders auch in der Übernahme der Kosten für die Ausrichtung dieser feierlichen Ereignisse und im handfesten Beitrag bei den Vorbereitungen offenbarte sich eine echte Solidarität. Nach und nach hat sich in diesen dörflichen Basisgemeinden auf diese Weise eine neue Art, Kirche zu sein, herausgebildet, eine Kirche mit einem menschlichen Gesicht.

Diese christlichen Basisgemeinden hielten ihre Gottesdienste mit der Zeit eigenständig ab, indem sie einmal in der Woche und abwechselnd in ihren Häusern zusammenkamen, «beharrlich im Gebet und Lobpreis Gottes»¹.

Diese neue Entwicklung ließ in mir zahlreiche Fragen aufsteigen bezüglich meiner Rolle als ordinierter Priester in einer christlichen Basisgemeinde. Bald aber wurde mir klar, daß genau so eben jene Kirche aussieht, die das Zweite Vatikanum beschreibt, dort, wo es sich auf das allgemeine Priestertum aller Gläubigen bezieht und auf das geistliche Priestertum, an dem wir alle, jeder auf seine Weise, als dem Priestertum Christi teilhaben². In meiner Zustimmung zu diesem neuen Modell von Kirche und einem neuen Image des Presbyters wurde ich stark beeinflusst von der abschließenden Botschaft der Bischofskonferenz von Ostafrika (AMECEA) auf ihrer Vollversammlung von 1973, als diese feststellten: «Wir sind davon überzeugt, daß es in diesen Ländern Ostafrikas für die Kirche an der Zeit ist, wirklich «örtlich» zu werden, das heißt, sich aus eigenen Kräften priesterlich zu betreuen, auszubreiten und zu unterstützen. Für die kommenden Jahre strebt unsere Planung solche örtlichen Kirchen an. Wir glauben, daß wir zur Erreichung dieses Ziels dringend darauf achten müssen, daß sich kirchliches Leben und kirchliche Arbeit sowohl in den ländlichen als auch den städtischen Gebieten auf der Grundlage von christlichen Basisgemeinden aufbaut.»³ Eine andere Feststellung, die mir zu einer Klärung der neuen Rolle des Presbyters verhalf, stammt aus der abschließenden Erklärung der Vollversammlung der Ostafrikanischen Bischofskonferenz von 1976, wo es heißt: «Die christlichen Basisgemeinden, die wir aufzubauen trachten, sind lediglich die ausgeprägtesten örtlichen Verkörperungen der einen heiligen katholischen und apostolischen Kirche. Die Kirche Christi ist in allen legitimen örtlichen Kirchenversammlungen der Gläubigen wahrhaft gegenwärtig. In der Gemeinschaft mit ihren Seelsorgern werden diese auch im Neuen Testament «Kirchen» genannt...»⁴

Ich bin immer mehr davon überzeugt, daß diese Ekklesiologie der christlichen Basisgemeinden mit der erneuerten Ekklesiologie des Zweiten Vatikanums übereinstimmt, in deren Aussagen ich nach der Bedeutung meines geistlichen Amtes zu suchen habe. Ganz so, wie diese Ekklesiologie der Gemeinschaft, als die sie in

Lumen Gentium und *Presbyterorum ordinis* skizziert ist, sehe ich das geistliche Amt und seine Funktionen inzwischen innerhalb der Basisgemeinden selbst angesiedelt, anstatt über ihnen. Aus mir wurde ein wirklicher «discipulus», ein in Gemeinschaft Lernender, und nicht ein Mensch, der auf alle Fragen eine Antwort parat hat. Im Lichte des Evangeliums suchen wir gemeinsam nach dem Sinn unseres gegenwärtigen Lebens und unserer Geschichte, die die Geschichte Gottes ist.

Es hat mich sehr betroffen gemacht, daß ich meine Rolle als Presbyter in der Vergangenheit in der Tat derart überzog, daß ich begabte Leute der Basisgemeinde von ihrem Beitrag zu Leben und Wachstum der Gemeinde abhielt. Um dieses Problem schließlich zu überwinden, stellte ich ein Team von befähigten Laien, Männern und Frauen, zusammen. In den besonderen geistlichen Ämtern, die sich aufgrund der erforderlichen Arbeit in den christlichen Basisgemeinden ergaben, sollten sie eng mit mir zusammenarbeiten. Wir verwandten viel Zeit darauf, Leiter für Gebetsversammlungen in einem gemeinsam durchgeführten Training auszubilden, die in der Lage sein sollten, die Bibelkreise und Gebetszusammenkünfte der Gemeinden zu leiten. Auch sollten sie fähig sein, Familien- und Eheberater heranzuziehen, die Paare vor, während und nach ihrer Ehe anleiten und ihnen zur Seite stehen. Und schließlich sollten Vermittler und Förderer des Gemeinschaftsgeistes aus unserer Schulung hervorgehen, die in Fällen von Disputen und Konflikten in der Gemeinde auf eine Vermittlung und Versöhnung hinzuwirken vermögen. Wir haben auch einen Koordinator für Entwicklung, der den Erwerb von Kenntnissen bzw. die Vermehrung von Bewußtsein an der Basis fördert und bei der Durchführung von Gemeindeprojekten behilflich ist. Jede Basisgemeinde verfügt des weiteren über einen Gesamtkoordinator, der die Ausführung der verschiedenen geistlichen Ämter in der Gemeinde laufend begleitet und leitet⁵. Obwohl ich selbst weiterhin ein unentbehrlicher Koordinator für die Gesamtpfarrei bin, hat sich meine Amtstätigkeit doch in zunehmendem Maß diesem neuen Modell von Kirche, der Volkskirche nämlich, angeglichen. Dabei fahre ich fort, meiner spezifisch priesterlichen Rolle nachzukommen, meinen liturgischen und sakramentalen Aufgaben, und ich nehme die Verantwortung für die Ausbildung von tüchtigen Gesamtkoordinatoren wahr, die an der Basis

der Gemeinde eingesetzt sind. Eine meiner entscheidenden Funktionen ist nach wie vor, das Bindeglied zwischen den einzelnen christlichen Basisgemeinden und der Pfarrei als ganzer zu sein, sowie den Kontakt zwischen der Pfarrgemeinde und meinem Bischof aufrechtzuerhalten, wodurch wiederum die Verbindung zur Universalkirche gewährleistet ist.

Die Verkündigung des Wortes ist für mich zu einer reizvollen Aufgabe geworden, da sie nun gegenüber Menschen geschehen kann, deren Lebenssituation und Lebensgeschichte ich kenne, die ich lieben und schätzen lernte. Während ich diesen Menschen das Wort Gottes verkündige, bekehren auch sie mich fortwährend. Ich erkannte, wie wichtig es ist, zuzuhören. Mein eigener Mangel in dieser Hinsicht wurde mir sehr bewußt. Als getreuer *discipulus* lerne ich nun in Reflexion und Gebet zu Füßen meines alleinigen Lehrers, Christus. Auf diese Weise mag es mir gelingen, anderen seine Botschaft zu verkündigen. Es war keineswegs einfach zu lernen, meinen Teamleuten zuzuhören und ihr *Feedback* entgegenzunehmen. Laufend erinnerte man mich daran, daß ich den verschiedenen Geistesgaben in der Gemeinde gegenüber offen zu sein habe. In bescheidenem Dienst lernte ich mich darauf einzulassen, daß ich ein Bruder unter Brüdern bin, obwohl man mich *«Vater»* und *«Lehrer»* nennt⁶.

Dieses neue Bild eines Presbyters und seiner Rolle brachte auch neue Erwartungen seitens meiner Leute mit sich. Sie erwarten, daß ich mehr ein Förderer sei als ein einsamer Herrscher, mehr ein Zuhörer denn ein Redner, mehr ein Mittler auch als jemand, der auf seine Seite hinüberzuziehen sucht. Die Leute selbst brachten mir bei, daß Führung und Autorität nicht etwas ist, was sich auf einem Stuhl sitzend erledigen läßt, indem man Leuten sagt, was sie zu tun und zu lassen haben. Sie zeigten mir, daß es sich aus der Sicht des Evangeliums hier um einen Dienst handelt, der sich orientiert an Christus als dem Diener, der seinen Jüngern die Füße wusch, um ihnen deutlich zu machen, was authentische Autorität wirklich meint.

Ich habe allmählich auch gelernt, daß die armen Leute in der Basisgemeinde gar nichts haben, was ich verwalten könnte, so daß der Schwerpunkt nicht auf der Verwaltung liegen kann, sondern auf der Förderung bzw. Stiftung menschlicher Beziehungen liegen muß. Ausschlaggebend ist auch nicht die Effizienz meines

Tuns, seine Ergebnisse oder ein Zeitfaktor. Was aber mehr als alles andere zählt, ist der Fortgang der Humanisierung in der Basisgemeinde, ihre Lebendigkeit. Ich selbst fand mich oft sehr ungeduldig mit der eher unbeholfenen Art dieser Leute, die Dinge anzugehen. Ich mußte mich jedoch gleichsam an mich selbst verlieren und zu einem dieser Menschen werden. Es ist sicher beides wichtig, eine Verwaltung und die Pflege menschlicher Beziehungen. Nur hatte ich entdeckt, daß meine Schulung auf eine Überbetonung der Verwaltung hinausgelaufen war.

Ich bin inzwischen davon überzeugt, daß Vermittlung, Versöhnung und das Bewirken von Heilung sehr wichtige Bestandteile der Rolle des Presbyters in einer christlichen Basisgemeinde sind. Oft hatte ich die Rolle des *«Brückenbauers»* zwischen Personen, Familien, Nachbarn, Dörfern, Klans oder Stämmen zu spielen. Wir hatten es zeitweilig mit wirklich schwierigen Problemen zu tun, wenn wir miteinander sprachen, bis wir schließlich zu einer Übereinstimmung kamen. Gelingt es uns aber heute nicht, eine Einigung oder Übereinkunft zu erzielen, so ist morgen auch noch ein Tag! Der Dialog spielt eine wichtige Rolle in meiner Pfarrei und mit ihm die Fähigkeit, mit dem Herzen zuzuhören. Im Verlauf von Gesprächen, Diskussionen und der Reflexion im Gebet, wie sie an der Gemeindebasis stattfinden, habe ich miterlebt, wie sich ganz allmählich Heilung vollzog und dem Sakrament der Versöhnung auf diese Weise eine tiefere Bedeutung verliehen wurde⁷.

Ergebnis

Aus meinem Zeugnis erwachsen eine Reihe von Schlußfolgerungen, und ich dachte mir, diese selbst könnten als Ergebnis meiner gegenwärtig neuen Sicht der Rolle des Presbyters gelten.

1. Keine Dichotomie

In Anbetracht des völlig integrierten Weltbildes der Armen der christlichen Basisgemeinde und ihrer ebenso integrierten Lebensweise bin ich zu der Einsicht gelangt, daß hier keinerlei Dichotomien vorliegen zwischen Leben und Glauben, Theorie und Praxis, Entwicklungsarbeit und pastoraler Arbeit. So ist auch Heiligkeit für meine Leute nicht irgendetwas Abstraktes, das nur die

Seele, das Spirituelle betreffe, sie ist vielmehr ein integriertes Ganzes, das den Körper, die Materie, die Welt einschließt. Als ein Ältester aus Tswana von David Livingston gefragt wurde, was für ihn Heiligkeit (in Tswana «Boitsepho») bedeute, antwortete er: «Wenn des Nachts ergiebige Regenschauer niedergingen und die ganze Erde, alle Blätter und alles Vieh reingewaschen sind und der Sonnenaufgang die Tautropfen auf einem jeglichen Grashalm aufglänzen läßt und die Luft ganz frisch duftet – das ist Heiligkeit.»⁸ Beachten sie, daß in dieser Beschreibung nicht ein einziger abstrakter Ausdruck auftaucht. Authentische Heiligkeit und Spiritualität müssen ein integriertes Ganzes sein. Genau dies erlebte ich in der christlichen Basisgemeinde, als wir am Neujahrstag eine Eucharistiefeyer begingen, bei der das Vieh, das Saatgut, die Werkzeuge und die Hühner und andere Symbole der Arbeit gesegnet wurden.

2. Das Anbrechen des Reiches Gottes

Ich durfte Zeuge sein, wie an der Basis der Christengemeinde allmählich das Reich Gottes anbrach. Durch unsere Erziehungsprogramme zugunsten einer Erweiterung der Kenntnisse bzw. des Bewußtseins werden viele Barrieren, die nun einmal zwischen den Menschen bestehen, langsam beseitigt. Die Außenseiter der Gesellschaft (die Verachteten, Vergessenen, Menschen mit Unzulänglichkeiten aller Art) rücken mehr und mehr in die Nähe des Zentrums des Gemeinschaftslebens; die aufgrund von Unwissenheit und einem Mangel an Bewußtheit Unterdrückten werden befreit; die Ohnmächtigen gewinnen die Kontrolle über ihr Leben und ihr Schicksal Schritt für Schritt zurück; die Stimmlosen (durch Massenabfertigung und eine Überbetonung der Verwaltung statt einer Förderung der Beziehungen so geworden) beginnen, für sich selbst einzutreten; die Entwurzelten leben sich im Laufe eines Inkulturationsprozesses auf verschiedenen Ebenen erneut in ihre Kultur ein; die Abwesenden kehren aus ihrem «Exil» zurück, weil sie in der Basisgemeinde wieder einen Lebenssinn finden; alle ehemals Ausgeschlossenen beginnen sich des eucharistischen Festmahls zu erfreuen. Jede Basisgemeinde ist dabei ganz bewußt auf eine sehr praktische Art und Weise an der Gestaltung der Tagesordnung des kommenden Reiches Gottes beteiligt. Meine Überzeu-

gung, daß die Schöpfung kein fertiges Produkt ist, half mir dabei, die Menschen zu der entscheidenden Aufgabe hinzuführen: «Einer Welt, die es zu erbauen und der Vollendung näherzubringen gilt», um *Gaudium et spes* (No. 93) einen Satz zu entlehnen.

3. Planung

Mit der Zeit wurde mir klar, daß diese Tagesordnung des Reiches Gottes zu wichtig ist, als daß sie dem Zufall oder einem zufälligen Geschehen überlassen bleiben könnte. Ich weiß die Planung inzwischen auch als einen konziliaren Vorgang zu schätzen, der die christliche Basisgemeinde als eine Gemeinschaft von eucharistischen Tischgemeinschaften (*communion of communions*) in der Pfarrgemeinde aktiv fordert und ihr die unmittelbare Beteiligung an einer Gestaltung der eigenen Zukunft ermöglicht. Indem wir uns gegenseitig an unseren Begabungen und Charismen, die einander ergänzen, teilnehmen lassen, gelingt es uns oft, «die Zeichen der Zeit» gemeinsam zu erkennen. Wir erfahren uns als den Leib Christi, an dem jeder einzelne seinen spezifischen Teil zum Ganzen beizutragen hat, und wir entdeckten, daß dies nur im Kontext einer hörenden Basisgemeinschaft geschehen kann. In wachsendem Maß sah ich ein, daß das Planen eine Möglichkeit neben anderen ist, die uns von Gott zuerkannte Rolle als Mitschöpfer und Gestalter der Geschichte ernst zu nehmen. «Praxis» bzw. soziales Handeln mit dem Ziel der Umgestaltung der Welt und Gesellschaft bedeutet für mich, daß unser Glaube sich auf spezifische Aktionen und eindeutige Programme, auf die Tätigkeit des Planens also, verbindlich einlassen muß. Dies ist meiner Meinung nach erst kirchliches und kooperatives Handeln.

4. Metanoia

Im Kern der neuen Rolle des Presbyters geschieht eine Umkehr des Herzens, des Geistes und des Verhaltens. Man nimmt die Menschen in ihrer eigenen Welt wahr, gerade auch in ihrem Versuch, sich in ihrem Leben als Christen zu bewähren. Ich sah mich zu einer größeren Offenheit gegenüber anderen veranlaßt und ging in neuer Weise auf sie zu. Ich durchlebte ein heftiges und allmählich sich vollziehendes Sterben,

ein Loslassen und ein Finden meines Selbst, das den Verzicht auf die eigenen Vorurteile und vorgefaßten Meinungen einschloß. Es war dies ein sehr schmerzhafter Prozeß, da ich gegenüber anderen wirklich aufmerksam war, aufmerksam gerade auch für das, was sie für sich selbst als wichtig betrachteten. Der größere Teil meiner Umkehr war ein Ergebnis meiner Bekehrung durch die armen Leute der Basisgemeinde, die ständig um ihr Überleben zu kämpfen hatten. Ein Unglück nach dem anderen mußten sie erleiden und bewahrten sich dennoch ein tiefes Vertrauen auf Gott, der jene rettet, die an ihn und seinen Sohn Jesus Christus, den auferstandenen Herrn, glauben. Als Priester muß ich die grundlegende Spiritualität der «Kenosis» Teil meines Lebens werden lassen. Sie veranlaßt mich, eine Beteiligung an der Leitung zuzulassen und Teamwork und gegenseitige Verantwortlichkeit als unerläßliche Bestandteile eines neuen pastoralen Konzepts vom Amt des Presbyters anzuerkennen.

5. Ein am Menschen orientierter geistlicher Amtsstil

Ein Teil meiner Umkehr äußerte sich in dem Wechsel von einem aufgabenorientierten Amtsstil zu einem, der sich an Menschen orientiert, ganz so als seien Menschen von größerer Bedeutung als Dinge. Im Verlauf meiner eigenen Priesterausbildung lag der Schwerpunkt auf der Verwaltung von Dingen, Institutionen usw. Nun gilt es für mich zu lernen, den Menschen mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden als Dingen, mehr auf menschliche Beziehungen zu achten als auf Administration, mehr auf die Vorgänge selbst, die zu mehr Menschlichkeit führen als auf Ergebnisse. Da beide Orientierungen angebracht sind, besteht die Hauptaufgabe darin, durch eine Umstellung der Prioritäten ein Gleichgewicht zu erreichen. In Zeiten, in denen mir dieser Balanceakt gelingt, wird mir völlig klar, daß Menschen nicht Objekte, sondern Subjekte der Verkündigung (Bekehrung) sind.

JOHN MUTISO MBINDA

Priester der Diözese Machakos in Kenia. Studierte Soziologie an der Syracuse University, USA. Dann drei Jahre lang in einer ländlichen Pfarrgemeinde seiner Heimatdiözese tätig. Anschließend Dozent für Afrikanische Pastoralanthropologie am Pastoralinstitut der «Association of the Member Episcopal Conferences in East Africa» (AMECEA). Seit 1982 Generalsekretär der AMECEA. Veröffentlichungen u.a.: *Ecumenism as a Pastoral Priority*: AFER, 22 (1980/3) 145–150; *Inculturation and African Local Church: African Theology. Report of the Yaundé Meeting, September 24–28, 1980*, Ecumenical Association of African Theologians, Yaundé, Cameroun, 37–50 (auch veröffentlicht unter dem Titel «Inculturación y Iglesia local africana: Misiones Extranjeras, Madrid 1982, Nr. 70–71, 331–346); *Progress Towards Unity: Sixth Assembly of the World Council of Churches*: AFER 25 (1983/5) 266–274; *The Eucharist and the Family – in an African Setting*: AMECEA Documentation Service, Nairobi 1984, ADS 84, Nr. 282, 1–6; *The Church and Human Rights in Africa*: IMCS Documentation and Information Centre, Nairobi 1984, Doc. No. 1, 1–6. Anschrift: Association of Member Episcopal Conferences in Eastern Africa, AMECEA Office, P.O.Box 21191, Nairobi, Kenia.

¹ Vgl. Apg 2, 42–47.

² Zweites Vatikanisches Konzil, Dogmatische Konstitution über die Kirche, *Lumen gentium* Nr. 101; hier wird dieses Image mit den relevanten Unterscheidungen ganz klar beschrieben. Vgl. auch *Presbyterorum ordinis* Nr. 2, welches dasselbe Image zur Sprache bringt.

³ AFER, XVI, 1 u. 2, 9–10.

⁴ AFER, XVIII, 5, 250. Hier beziehen sich die Bischöfe auf *Presbyterorum ordinis* Nr. 2, 6.

⁵ Diese Vielfalt der Ämter wird von Papst Paul VI. besonders betont in: *Evangelii nuntiandi* Nr. 73, wo er die Bedeutung einer entsprechenden Schulung betont.

⁶ *Presbyterorum ordinis* Nr. 9.

⁷ Ebd.

⁸ D. Livingstone, *Expedition to the Zambesi*, 64.

Aus dem Englischen übersetzt von Birgit Saiber M.A.